



„Die ersten Tage schlief ich auf dem Boden“ – Junger Franzose verbringt einen Monat in einem ICE-Gefängnis in den USA

Es gibt Sätze, die bleiben hängen wie kalter Rauch in einem geschlossenen Raum. „Der Rechtsstaat gilt für dich nicht.“ Als Julien Pereira diesen Satz hört, steht er an einer Grenze, im wahrsten Sinne des Wortes. Auf der einen Seite sein bisheriges Leben in den Vereinigten Staaten, auf der anderen ein Abgrund aus Beton, Neonlicht und Willkür.

Julien Pereira ist 26 Jahre alt, Franzose, sportlich, gebildet, integriert. Acht Jahre hat er in den USA gelebt, studiert, gearbeitet. Ein klassischer Auswanderer der leisen Sorte, keiner mit großen Parolen, sondern mit Alltag. Freunde, Auto, Wohnung, ein Job als Manager in einem Tennisclub im Bundesstaat Connecticut. Alles wirkt solide, fast langweilig. Bis zu diesem einen Anruf am 3. März 2025.

Am anderen Ende der Leitung sein Arbeitgeber. Ein Problem mit dem Arbeitsvisum, heißt es. Eine Formalie vielleicht, ein Verwaltungsfehler. Der Rat klingt pragmatisch: schnell ausreisen, neu beantragen, Ärger vermeiden. Julien zögert kurz, dann steigt er ins Auto. Ziel: Kanada. Ein paar Stunden Fahrt, denkt er. Ein Reset. Es kommt anders.

An der Grenze halten ihn Beamte der amerikanischen Grenzpolizei auf. Routine, denkt Julien noch. Er erklärt, dass er das Land verlassen will, nicht bleiben. Er bittet um einen Anwalt, um einen Anruf beim französischen Konsulat. Die Antwort ist knapp, schneidend. Nein. Kein Anwalt. Kein Telefon. Und dann dieser Satz: Das Recht gelte hier nicht für ihn. Drei Tage kommt er in provisorische Haft, dann übernimmt die Einwanderungsbehörde.

ICE – drei Buchstaben, die in den USA längst mehr bedeuten als eine Behörde. Immigration and Customs Enforcement. Für Julien markieren sie den Eintritt in eine andere Welt. Er wird in ein Abschiebezentrum nach Batavia verlegt, nahe Buffalo, im Bundesstaat New York. Was er dort vorfindet, hat mit dem Amerika seiner Studienjahre nichts mehr zu tun.

Es ist eine Haftanstalt, kein Durchgangsbüro. Rund 80 Menschen pro Trakt. Gitter. Offene Toiletten, offene Duschen. Die ersten Nächte verbringt er auf dem Boden. Schlafen, wenn man es so nennen will. Privatsphäre existiert nicht, Würde nur als Wort aus einem anderen Leben. „Ich habe nicht verstanden, was passiert“, erzählt er später. Dieser Satz fällt leise, fast entschuldigend.

Julien ist der einzige Franzose unter den Insassen. Um ihn herum Mexikaner, Guatimalteken, Menschen aus Kasachstan, aus Eritrea. Geschichten, die schwer in der Luft liegen. Einer der Männer, ein Eritreer, sitzt seit fünf Jahren hier. Zurück in sein Herkunftsland kann er nicht, also beantragt er Asyl. Irgendwann beginnt er einen Hungerstreik. Die Reaktion eines Wärters ist brutal in ihrer Kälte: Wenn du stirbst, ist mir das egal.



„Die ersten Tage schlief ich auf dem Boden“ – Junger Franzose verbringt einen Monat in einem ICE-Gefängnis in den USA

Das Essen ist knapp, oft verdorben. Milch, deren Haltbarkeitsdatum längst überschritten ist. Julien verliert sieben Kilo in einem Monat. Kein Wunder. Der Körper zehrt, der Kopf versucht, nicht den Halt zu verlieren. Manche Nächte ziehen sich endlos. Dann wieder Tage, die wie ausgelöscht wirken. Zeit verliert ihre Struktur, genau wie Hoffnung.

Was Julien von vielen anderen unterscheidet, ist Zufall – und ein Anwalt. Er hat Zugang zu juristischer Hilfe, weil er Kontakte hat, weil jemand für ihn bezahlt. Viele Mitgefangene haben das nicht. Zu teuer, zu kompliziert, Sprachbarrieren. Rechte existieren theoretisch, praktisch bleiben sie unerreichbar. Das System kennt kein Grau, nur Schwarz oder Weiß. Drinnen oder draußen. Illegal oder nicht. Der Mensch dazwischen verschwindet.

Julien beschreibt die Logik der Haft als binär, gnadenlos. Kein Einzelfall, kein Blick auf Biografien. Acht Jahre Leben zählen nicht, Integration auch nicht. Wer aus dem Raster fällt, fällt tief. Und bleibt liegen. Dass er nach einem Monat entlassen wird, empfindet er selbst als Glück. Ein Wort, das in diesem Kontext seltsam klingt.

Draußen wartet keine Rückkehr zur Normalität. Julien wird ausgewiesen, mit einem fünfjährigen Einreiseverbot belegt. Fünf Jahre, in denen er nicht zurück darf in das Land, das er einmal Heimat nannte. Und trotzdem sagt er: Er hofft, eines Tages wiederzukommen. Man hört diesen Satz und fragt sich unwillkürlich, wie viel Loyalität ein Mensch aufbringen kann.

Lange wollte Julien schweigen. Keine Interviews, keine Öffentlichkeit. Doch dann sterben in Minneapolis zwei Menschen bei Einsätzen der Einwanderungsbehörde. Die Debatte flammt auf, Proteste, Schlagzeilen. Und Julien entscheidet sich, zu sprechen. Nicht aus Rache, nicht aus Sensationslust. Sondern weil Schweigen manchmal schwerer wiegt als Erzählen.

Seine Geschichte passt nicht ins einfache Raster von Gut und Böse. Sie zeigt vielmehr, wie schnell ein funktionierendes Leben kippen kann, wenn Bürokratie auf Macht trifft und Menschlichkeit auf der Strecke bleibt. Julien war kein Untergetauchter, kein Krimineller. Er wollte gehen. Und landete im Gefängnis.

Man hört ihm zu und denkt: Das hätte auch anders ausgehen können. Viel schlimmer. Vielleicht ist genau das der beunruhigendste Gedanke.

Autor: C.H.